Er ist nervös.

Eine kleine Geschichte von A. C. Strahl.

„Er ist nervös, der gute Herr Doctor!" so habe ich mehr als einmal seine Bekannten sagen hören. Im Grunde genommen war er weder das Eine noch das Andere. „Doctor" nannten sie ihn nur aus schuldiger Hochachtung und seine Nervosität war wirklich nichts als ein eingebildetes Leiden.

Doch ich will meine kleine Geschichte ordnungsmäßig beginnen und dem Leser vor Allem meinen Helden vorstellen.

Es ist Herr Konrad Ulrich oder Waldemar Günther, unter welchem Schriftstellernamen er seinen Freunden und Bekannten als gefeierter Epiker sattsam bekannt war. Das große Publikum freilich hatte von Konrad Ulrich ebenso wie von Waldemar Günther nicht die leiseste Ahnung, obwohl er schon vier äußerst elegant ausgestattete Werke im Selbstverlage hatte erscheinen lassen, zur Freude seines Anhangs, zum Schrecken der Kritiker. Denn Konrad verfehlte nicht, den letzteren jedes neue Buch pflichtschuldigst zuzusenden. Daß sich aber keiner der gestrengen Herren Recensenten entschließen konnte, Waldemar Günthers seltenes Talent begeistert anzuerkennen, daß sie sich vielmehr alle immer von Neuem über sein Geschreibsel witzelnd belustigten, das war es, nur das, was unseren guten Konrad nervös gemacht hatte. Er ward zerfallen mit sich und der Welt, aber — er dichtete weiter.

In dem Hause, das ihm sein Vater neben einem hübschen Vermögen vererbt hatte, hatte er sich, fernab von dem Lärm der Straße, auf den Hof hinaus ein Studirzimmer herrichten lassen und Niemand durfte ihn stören, wenn er dort über seinen Versen brütete. Daß dieses sein Allerheiligstes vom Professor unten im Parterre „Konrad's Blechschmiede" genannt wurde, ist dem gottbegnadeten Dichter glücklicher Weise nie zu Ohren gekommen, — ich glaube, er wäre im Zorn gestorben, wenn er es erfahren hätte.

Das, was der nervöse Epiker vor allem beanspruchte, war die peinlichste Ruhe in der Umgebung seines Studirzimmers. Miether mit Kindern nahm er grundsätzlich nie in sein Haus und sollten ihm auch sämmtliche Wohnungen leer stehen. Einmal freilich ist er mit diesem Grundsatz arg hineingefallen. Da war nämlich der Regierungsrath Bötticher gekommen, um die Wohnung im zweiten Stockwerk zu besichtigen.

„Haben Sie Kinder?" hatte ihn Konrad Ulrich gefragt und: „Neun!" hatte der Regierungsrath geantwortet. Konrad hatte: „Nein!" verstanden und der Miethskontrakt war vollzogen worden.

Wer aber schildert des Hauswirths Schrecken, als der Regierungsrath mit neun mehr oder weniger unerzogenen Rangen in das stille Haus einzog! Und der Kontrakt lief auf fünf Jahre! Der Nervöse wähnte, das würde ein Nagel zu seinem Sarge werden. Mit größerem Eifer denn je sorgte er nun, daß die gestrenge Hausordnung von allen Parteien pünktlich eingehalten wurde. Da war jedes Teppichklopfen im Hof, jedes Gehen auf den Hintertreppen in Holzpantoffeln und dergleichen mehr auf das Ausdrücklichste untersagt. Im Hausflur aber war mit mächtigen Buchstaben zu lesen: „Jedes Singen, Musiciren und Ausrufen im Hof ist verboten!" Zu alledem war der Hausmann ein pensionirter Wachtmeister, der, wenn ja einmal gegen die Vorschriften gefehlt wurde, mit donnernder Stimme Ordnung schaffte. — „Der Herr Doctor ist ja so nervös!" —

Nun trat eines Tages ein Ereigniß ein, welches von weittragendster Bedeutung werden sollte.

In seiner „Blechschmiede" saß Waldemar Günther an seinem Schreibtisch. Er sann und sann und war nervöser als je; denn just an der wichtigsten Stelle seines neuesten Epos versuchte er vergebens den rechten Reim zu finden, trotz des Reimlexikons, welches er immer zur Hand hatte. Da — auf einmal — „entsetzlich! — himmelschreiend!" — ertönten unten im Hof die krächzenden Töne eines verstimmten Leierkastens.

„Die blaue Donau!" rief Konrad; „o, über solche Unverschämtheit!" sprang auf und stürzte zur elektrischen Klingel, seinen dienstbaren Geist herbeizurufen. Und Friedrich kam. „Der Hausmann soll kommen — aber in Eile!" herrschte ihn der Nervöse an, und schon war Friedrich auch wieder draußen, den Befehl seines Gebieters auszuführen. Diesem aber zuckte es in allen Gliedern, wenn er die Töne des Marterinstruments vernahm.

Inzwischen war der Hofkünstler sehr sinnreich von der blauen Donau zur kleinen Fischerin übergegangen. Unser Held raste. „Mir das — mir!" rief er ein über das andere Mal und durchmaß in langen Schritten sein Zimmer. Der Hausmann aber kam und kam nicht.

„Pflichtvergessener Söldling! Ich werde ihn hinausjagen, wenn er nicht auf seinem Posten ist!" so begann Konrad einen inhaltsschweren Monolog, indes der Leiermann im Hofe sein Repertoire weiter verfolgte und die allbeliebte Kreuzpolka intonirte.

„Will denn gar keine Ruhe werden — heute?" rief der Dichter und fügte gleich darauf hinzu: „hat sich denn Alles gegen mich verschworen?" Denn er hörte von zwei weiblichen Stimmen den geistreichen Text der Polka fröhlich mitsingen: „Siehst Du wohl, da kommt er!"

„Ihr werdet von mir hören!" donnerte Konrad und rührte wohl eine ganze Minute lang die elektrische Klingel. Aber weder Friedrich noch der Hausmann kamen. So schritt der Nervöse denn zur Selbsthilfe. Es mußte dem grausamen Spiel ein Ende gemacht werden! Er stürzte an das Fenster und öffnete es. Mit einem Blick überschaute er die Situation. Unten im Hof der Leiermann, um ihn her die Rangen des Regierungsrathes, die jenen lustig umtanzten, und in allen Stockwerken geöffnete Fenster, aus denen weibliches Dienstpersonal blickte und sich des so seltenen Genusses erfreute! Die beiden Mädchen des Professors im Parterre waren die Sängerinnen, deren Stimme er vorher vernommen hatte.

„Ich werde Euch die Hausordnung lehren!" dachte Konrad und laut rief er den Leiermann an.

„Können Sie nicht lesen? Wie? Musiciren ist hier verboten! Ich bin nervös! Ich halte es nicht aus! Hören Sie nicht? Ruhe will ich — Ruhe, Ruhe, Ruhe!"

Und richtig — der Leiermann endete die schöne Polka. Wenn aber der Dichter gewähnt hatte, den fahrenden Spielmann niederzuschmettern, so hatte er sich bitter getäuscht. Dieser vielmehr wendete sich schmunzelnd nach oben und rief den Vorredner in echtem Berliner Jargon folgendermaßen an: „Nee—wat Sie aber vor eene scheene Stimme haben!"

Ein schöner Erfolg der fulminanten Ansprache! So also wurden des Hauswirths ernste Worte beantwortet! Und wie die Mädchen in den Fenstern alle kicherten und lachten! Eine rief sogar einer Freundin ganz vernehmlich zu: „Det war aber jut jejeben!" Und eins der Kinder, das größte, sagte bittend zum Leiermann: „Ach—noch ein Stück — Herr Kapellmeister, bitte, bitte!" Und dieser rief wieder fragend zu Konrad hinauf: „Derf ick?" Professors Auguste aber fügte hinzu: „Man bloß noch Eenen, zum Abgewöhnen!"

Das war alles Schlag auf Schlag gegangen. Konrad war außer sich. Wüthend schloß er das Fenster. Unten aber begann das vierte Bravourstück mit obligatem Gesang:

„Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt!"

Der nervöse Herr konnte es nicht mehr aushalten. Er nahm Hut und Stock und stürmte fort. Wie war ihm so wohl, als er auf der Straße war. Wenn er aber heimkommt, wird er fürchterlich Musterung halten! So eilte er weiter.

Jetzt stand er vor „Brauses Bierhaus", welches früher sein Stammlokal gewesen, aber jetzt schon seit Jahren nicht mehr von ihm besucht worden war.

Am runden Tisch saßen wir damals all' seine Freunde und Bekannte.

„Sie, Herr Doctor? — Das ist schön!" — „Ich denke, Du bist nervös?" — „Was führt denn Sie hierher?" — „Kommen Sie nur, das Bier ist immer noch ausgezeichnet!" So scholl es ihm von allen Seiten entgegen. Und Konrad setzte sich und ein Fragen hin und her begann — es war eine lustige, fröhliche Unterhaltung.

Auf dem Nachhausewege sagte der Nervöse zu sich selbst: „Ich werde jetzt öfter zu Brause gehen! Das wird mich aufheitern!"

Und er hat es gehalten und seine Nervosität hat sich allmälig verloren. Wer aber weiß, was geworden wäre, wenn damals nicht der Leiermann — verzeihe mir, Waldemar Günther, daß ich die kleine Geschichte verbreitet habe!

Der Zimmergymnastiker.

„Sie treiben jetzt Zimmergymnastik? Wie machen Sie denn das?"

— „Nun sehr einfach. Sehen Sie z. B. so!"

— „Und dann etwa so!"

— „Sehen Sie, und dann so!"

— **Der rechte Moment.** Schauspieler (zum Tischgenossen): Würden Sie mir nicht bis morgen 100 Mark borgen? Tischgenosse: Warum denn? Schauspieler: Muß heute im Don Carlos König Philipp spielen; und s' ist doch gar zu lumpig, wenn man da mit leeren Taschen hintritt.

— **Die Furcht vor der Cholera**, vor Steuern und sonstiger Lebensnoth scheint auch in der Thierwelt hier und da eine Panik hervorzurufen. So wird der „Kreuznach. Ztg." aus Arnsheim berichtet: „Ein geistig gestörter Käfer stürzte sich hier von der Galerie des Kirchthurms herab und fand seinen Tod."

Kindergeschichten.

Kindergeschichten erzählt eine liebenswürdige Mitarbeiterin; wir geben sie hiermit an unsere Leserinnen weiter. Nr. 1. Kürzlich ging ich hinter zwei kleinen Buben im Alter von sieben und neun Jahren, welche, aus der Schule kommend, in gar ernsthafter Unterhaltung begriffen schienen; und interessant war es, die kleinen Weltweisen, welche schon in so jungen Jahren Optimismus und Pessimismus verkörperten, zu belauschen. Der Kleinste sagte mit erleichternden Seufzer der Genugthuung: „Wir Menschen haben es doch am besten auf der Welt!" — „Nanu — wieso?" — war die anzweifelnde Gegenfrage des Aelteren. „Weil wir so viel können!" — erwiderte das kleine, selbstgefällige Menschenkind. Sofort jagte der größere Knabe einen Sperling auf, der vor ihm auf dem Wege hüpfte, lakonisch die Worte ausstoßend: „Der kann fliegen, — der Mensch nicht." „O, wenn der liebe Gott uns Flügel gegeben hätte", — vertheidigte der kleine Optimist seine Ueberzeugung mit einer seinen Jahren angemessenen Logik, „so könnten wir auch fliegen."

Der neunjährige Knabe schlug ein kurzes, überlegen klingendes Lachen an. „Gott hat uns aber keine Flügel gegeben, siehst Du wohl! Und — ich will Dir sagen, — selbst wenn er uns welche gegeben hätte, dann — Du magst es ruhig glauben, — dann wär' wieder noch was Anderes da, daß wir doch nicht fliegen könnten!" — Nr. 2. Auch eine Auffassung. Emma und Sophie kommen an einem kalten, klaren Wintertage aus der Schule. „Sieh nur, Sophie — die schöne Schlitterbahn!" — und hui — —! saust auch schon Emma von einem bis zum andern Ende der angepriesenen glatten Fläche hinunter. Sophie ist einige Schritte weiter gelaufen; dort drüben auf dem Platze weiß sie ebenfalls eine herrliche, heut Morgen auf dem Hinwege zur Schule schon erprobte Glatteisstelle. Sie nimmt einen kühnen Anlauf, doch, — o weh! Das Ziel wird nicht so siegreich gewonnen, wie von ihrer kleinen Freundin, Sophie stolpert und stürzt schreiend hin. Das Knie sich reibend, erhebt sie sich wieder und weist mit sittlicher Entrüstung auf die Stelle, welche Anlaß zu dem Falle gegeben. „Nein, Emma, diese Schlechtigkeit der Menschen! Da haben sie Sand auf die Schlitterbahn gestreut, damit man hinfallen soll!"

Die Schwätzerin.

Führer: Hier ist ein famoses Echo.

Tourist: Um Gotteswillen, sagen Sie meiner Frau nichts davon, sonst fängt die mit ihm ein Gespräch an und dann kommen wir in den ersten zwei Stunden nicht von hier fort!

Moderne Mädchen.

Eben aufgestanden,
Gleich in Liebesbanden, —
Rosa=Brief kam an,
Lacht sie: Süßer Mann!

Jungfer sie frisirt —
Liest sie, wie pikirt,
Ohne Scham und Schand'
Zola's neu'sten Band;

Dann den Teint, den fahlen,
Schnell sie thut bemalen, —
Nun den falschen Zopf
Auf den blonden Kopf.

Dann herbei das neue Kleid,
Mode nach der letzten Zeit —
Jetzt die Spitzen und Geschmeide, —
O, das giebt 'ne Augenweide!

Und in einer Viertelstunde
Macht sie im Salon die Runde,
Spielt Klavier und singt dazu:
„O wie schön, wie schön bist Du!"

Doch nun kommt die Frau Mama, —
Töchterchen sitzt schüchtern da,
Spielt — von Liebe keine Spur —
Das „Gebet der Jungfrau" nur.

— **Eine heitere Geschichte** aus ernster Zeit passirte in Erfurt mit einem auf der Eisenbahn eintreffenden Hamburger. Derselbe sträubte sich energisch, der auf dem Bahnhofe anwesenden Sanitäts=Commission Folge zu leisten und sich und sein Gepäck im städtischen Krankenhause desinficiren zu lassen. Aber alles Sträuben half nichts. Ein paar kräftige Fäuste packten ihn und beförderten ihn nach der bereitstehenden Droschke, welche die Ueberführung nach dem Lindenweg besorgte. Als die Prozedur vorüber war, erklärte der entrüstete Hamburger, in einer Stadt nicht bleiben zu wollen, in welcher man dem Fremden so übel mitspiele, sprachs, fuhr nach dem Bahnhof und löste eine Fahrkarte nach Gotha, um dort, da er versäumt hatte, sich in Erfurt die bereits erfolgte Desinfektion bescheinigen zu lassen, — sofort auf's Neue in den Räucherungs=Apparat zu spazieren.

Der Deserteur.

Von Karl Reuter Kerger.

Mitternacht war es. Eben lugte der Vollmond über die Wipfel der Ahornbäume, welche eine schattige Allee rings um den Exercierplatz der Jefferson=Barracks bildeten. Nur das einförmige Geräusch der Tritte des langsam auf= und abschreitenden Postens unterbrach die tiefe Stille.

In der Brust des jungen Soldaten aber stürmte es. Verworrene Gedanken jagten sich in seinem Gehirn, die der, seine Brust erfüllenden heißer Sehnsucht nach Freiheit entsprangen.

„Freiheit!"

Herrmann Förster blieb betroffen stehen, denn er hatte das Wort ziemlich laut gerufen. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. Selbst wenn er gehört worden, wer würde es verstehen? Von seinen Vorgesetzten sicher keiner. Thor, der er war!

Ja wahrlich, ein Thor war er gewesen, hätte er denn sonst zum zweiten Male freiwillig den gestreiften Sklavenrock angezogen, nachdem er, um das erste Mal den ihm aufgezwungenen zu entgehen, Heimath und Geliebte verlassen hatte?

Er nahm seinen Marsch wieder auf, und während er so auf= und abschritt im dämmerigen Mondlichte, zog in bunten Bildern die Vergangenheit an seinem Geiste vorüber.

Den schönen Märchentraum der Kindheit hatte frühzeitig die Wirklichkeit zerstört, deren Rauhheit und Nacktheit ihm keine zärtliche Mutter mit den Blumen der Liebe bedeckte. Fremde Menschen machten den armen Findling schon früh darauf aufmerksam, daß er eigentlich gar kein Recht habe zu existiren, daß dieses Privilegium nur solchen gebühre, die vorsichtiger in der Wahl ihrer Eltern gewesen. Bald aber sah man, daß die Körperkraft des trotz aller Entbehrung kerngesunden Knaben sich vortheilhaft verwenden ließ. — Jahre vergingen, unter schwerer Arbeit, im grauen Einerlei. Dann erwachte in seinem Leben ein Sonnenstrahl: die Liebe. Es waren die blauen Augen Gertrud's, der Tochter seines Brodherrn, welche den Funken in seiner Brust entzündeten. Er fand Gegenliebe, und siehe, die Arbeit wurde ihm nicht länger schwer, er sehnte sich nicht mehr fort in die weite Welt, der einsame Bauernhof am Saume einer melancholischen Haide, von düstern Fichtenwäldern umkränzt, wurde ihm zum Paradiese.

Zwei Jahre lang träumte er den schönen Traum, den nur einmal so überquellend und beseligend der Mai des Lebens bringt. Und dann — ein Stückchen weißes Papier, es wurde das Wölkchen am Horizont seines Glückshimmels, das bald zu einem schwarzen Sturmgewölk anschwellen und den Sonnenschein aus seinem Leben verjagen sollte. Das Papier enthielt die Einberufung zum Militär. Er wurde Soldat in einer entfernten Residenzstadt, wurde mißhandelt, geknechtet, tyrannisirt, aber alles ertrug er ohne Murren, mochte auch der Mannsgrimm in ihm kochen, er dachte an seine geliebte Gertrud und daß dies Leben nur drei Jahre dauern würde. Selten nur schrieb er ihr. Einen Brief aufzusetzen war für ihn ein schweres Stück Arbeit. Wozu auch? Hatten sie sich doch beim heimlichen Abschied ewige Liebe und Treue geschworen. Auch sie schrieb wenig.

Zuletzt aber fiel ihm der Ton ihrer Briefe auf, diese Gereiztheit, diese seltsamen Anspielungen und Beschuldigungen verstand er nicht. Dann blieben ihre Briefe ganz aus. Eines Tages erfuhr er von einem Bekannten aus seiner Gegend, der auf Urlaub gewesen war, daß Franz Lindholt, ein reicher Bauernbursche, um seine Gertrud freie, daß ihr Vater diese Verbindung wünsche und sie derselben nicht ganz abhold zu sein scheine. Eine heiße Angst, daß er seine irdische Seligkeit verlieren könne, ergriff ihn, und zugleich eine grimme Wuth, daß dies möglich sein könne. Er schrieb ihr einen Brief voll Fragen und Bitten und Vorwürfen. Keine Antwort. Seine Hoffnung sank von Tag zu Tag. Erst jetzt spürte er mit voller Wuth die Slavenkette des Militarismus. Kaum konnte er die Sehnsucht gebieten, hinzueilen zu ihr, in ihren Augen sein Urtheil zu lesen, von ihren Lippen bestätigt zu hören, was er immer und immer noch nicht glauben konnte. Er vernachlässigte seinen Dienst, zog sich die Ungnade seiner Vorgesetzten zu und die Folge war, daß ihm der nachgesuchte Urlaub verweigert wurde. Tage der Verzweiflung, ohnmächtiger Wuth, düsterer Schwermuth folgten, bis endlich der gesunde Kern in ihm die Oberhand gewann. Er legte sich einen Plan zurecht. Durch unermüdlichen Diensteifer, durch stavische Unterwürfigkeit gewann er allmälig die Gunst seiner Vorgesetzten zurück, und als er dann wieder um Urlaub anhielt, wurde er ihm bewilligt.

Mit vor Aufregung gerötheten Wangen stand er am Fenster des kahlen Coupee und blickte auf die im jungen Frühlingsschmuck prangende Landschaft. Viel zu langsam fuhr ihm der Zug und zuweilen viel zu schnell, wie eben die Gefühle des Hoffens und Bangens in seiner Brust abwechselten. Endlich konnte er den Zug verlassen. Rasch durcheilte er das kleine Städtchen, hinaus in das weite, stille, duftende Land. Ein deutsche Meile hatte er noch zu wandern. Bald schon grüßten ihn dunkle Fichtengruppen, rothe Ziegeldächer über blühenden Obstbäumen als alte Bekannte. Die saftgrünen Blätter der Erlen blinkten im Frühlingssonnenstrahl. Fern am Saume der Felder, von wo das laute „Hüh" und „Hot" der Ackerer drang, schimmerten wie Marmorsäulen die Stämme der Birken. Die Pappeln am Wegesrand, von jubilirenden Lerchen umkreist, lispelten bekannte Melodien. Da wurde ihm so traut und heimathlich zu Muthe, und wie ein süßer Hauch aus dem Paradiese seiner Kindheit zog es durch seine Brust.

Plötzlich gewahrte er fern auf der Landstraße eine gelbe Staubwolke. Was konnte es sein? Eine Heerde oder ein Ackerwagen war es nicht. Endlich unterschied er eine von zwei Gäulen gezogene Kutsche, von einer zweiten gefolgt. Ein eigenthümliches Gefühl der Scheu, das er selber nicht verstand, bewog ihn, sich zu verbergen. Rasch sprang er über den Graben und stellte sich hinter die Erlenhecke, von wo aus er, ohne selbst gesehen zu werden, die Landstraße überblicken konnte.

Die Fuhrwerke kamen näher. Fröhliches Gelächter drang an sein Ohr, schon konnte er einzelne Stimmen unterscheiden. Er bog die Zweige auseinander, um besser sehen zu können. In der ersten Kutsche saßen vier Personen. War's denn möglich? Das war ja der alte Haidbauer, sein Dienstherr, mit seiner Frau, und dieser gegenüber saß Franz Lindholt, und neben diesem saß eine Mädchengestalt mit weißem Schleier, einem blühenden Myrthenkranz auf dem prächtigen goldblonden Haar. Es war Gertrud.

Vor seinen Augen flimmerte es, ein schmerzhaftes Stechen durchzuckte seine Brust. Langsam drang er durch die Hecke, sprang über den Graben, lehnte sich müde an den Stamm einer Pappel und blickte den rasch fortrollenden Fuhrwerken nach.

Die Sonne strahlte und die Lerchen jubilirten wie vorher, aber ihm war der Frühling entwichen, ein eisiger Hauch hatte die duftenden Blüthen in seiner Brust getödtet. Lange stand er am Stamm der Pappel, und zuletzt kam eine seltsame Ruhe über ihn, die Ruhe eines grauen, stillen Decembertages.

Er wanderte langsam weiter, bog aber bald von der Landstraße ab, kreuzte Wiesen und Felder und erreichte endlich einen einsamen Fichtenwald. Dort streckte er sich in's duftige Moos und lauschte dem Brausen der Wipfel, welches wie Geistergelispel die heilige Stille durchklang.

Unbeweglich lag er da, bis in den Wolken das Abendroth erlosch; dann schritt er weiter. Einmal blieb er mitten auf einem fremden Felde stehen und betrachtete lange einen Stern, der groß und glänzend am westlichen Horizonte stand.

Heller Lampenschimmer strahlte ihm aus den Fenstern der Wohnräume und Küche des geräumigen Bauernhofes entgegen, von der Tenne klang Tanzmusik und fröhliches Stimmengewirr. Unbemerkt erreichte er das Kämmerchen, worin er früher mit einem Knecht zusammen geschlafen hatte. In einem Spinde hingen noch die Kleider. Hastig vertauschte er die Uniform mit einem starken Arbeitsanzug und entfernte sich so unbemerkt, wie er gekommen war. Die Uniform versenkte er, mit Steinen beschwert, in einen Teich. Nun war er frei, jetzt hinaus in die weite Welt!

Unter mancherlei Strapazen und Entbehrungen erreichte er Rotterdam. Von dort kam er als Matrose nach New=York. Hier im Lande der Freiheit boten sich ihm genug Gelegenheiten zu einer erfolgreichen Laufbahn, aber die innere Zerfahrenheit mit sich selbst raubte ihm den Sinn für Beständigkeit. Immer wieder zog er weiter, und ein rollender Stein setzt bekanntlich kein Moos an. So vergingen fünf Jahre, und noch hatte er es zu nichts gebracht. Er befand sich in St. Louis, seine Mittel waren erschöpft und zum ersten Male konnte er keine Arbeit finden. Als er nun eines Tages an einem Rekruten=Anwerbe=Bureau vorüberkam und sich unterrichten ließ, daß der Soldat in Amerika für seine Dienste gut bezahlt und wie ein „Gentleman" behandelt würde, kam ihm der Gedanke, sich anwerben zu lassen und sich selbst hindurch zu zwingen, fünf Jahre lang beständig zu bleiben. Gedacht, gethan.

Sechs Wochen war er jetzt Soldat und schon hatte er den raschen Schritt wohl hundert Mal bereut und verwünscht. Zwar die Disciplin war hier nicht so strenge wie in Deutschland, die Willkür aber eben so groß, welches ihm um so unerträglicher war, weil er erwartet hatte, als freier Mann und nicht als Sklave behandelt zu werden.

Ein Geräusch von Tritten weckte unseren Helden aus seinen Betrachtungen. Dunkle Gestalten tauchten auf; er wurde abgelöst.

Am folgenden Tag gab es Löhne. Hermann Förster erhielt noch nichts, denn der Lohn des ersten Monats wurde den Rekruten zurückbehalten. Da er auf Wache gewesen, wurde er heute nicht zur Aushülfe im Garten oder zum Reinigen der Wege und Anlagen kommandirt, welches ihm, dem „Dutchman", sonst oft seitens seiner irdischen Vorgesetzten passirte.

Nachdem er das schlechte Mittagsmahl verzehrt hatte, welches nur aus Kartoffeln, dicken Bohnen, Brod und Kaffee bestand (der Fetzen Fleisch, den es noch gab, war nicht zu genießen) begab er sich zu den Schlafsälen hinauf, um ein wenig zu lesen und sich auf die Nachmittags= „Dreß Parade" vorzubereiten.

Oben bot sich ihm ein überraschender Anblick. Mitten im Saale stand ein Theil der Mannschaften in einer dichten Gruppe zusammen, in deren Mitte er beim Näherkommen den Sergeanten O'Leary gewahrte, der die Deutschen und besonders ihn nicht leiden konnte und den auch er von ganzem Herzen haßte. Er saß auf einem hohen Stuhl. Vor ihm stand ein Tisch, mit grünem Tuche behangen, worauf eine Wachstuchdecke mit rothen und schwarzen Feldern lag, kurz: ein Spieltisch.

Herrmann wollte seinen Augen nicht trauen. War es denn möglich? Der Sergeant hielt eine Spielbank und nahm in Rouge et noir den armen Soldaten den kargen Gehalt ab?

Kein Zweifel, so war es. Bald entdeckte er noch mehr. Oder war es nur Zufall, daß eine gewisse Clique von Landsleuten des Sergeanten die meisten und größten Gewinne zogen, die gezogen wurden? Die übrigen Mitspielenden, meistens harmlose Rekruten, schienen dies gar nicht zu bemerken, und wenn, mochten sie wohl lieber ihr Geld verlieren, als wie die Feindschaft des gefürchteten Vorgesetzten herauszufordern.

Das Rechtsgefühl empörte sich in dem Deutschen und als er sah, wie ein gutmüthiger Schotte seinen letzten Dollar setzen wollte, flüsterte er ihm zu: „Sei vernünftig, gib doch diesem Schwindler nicht Alles!"

In seiner Erregung hatte er ziemlich laut gesprochen. Unheimliche Stille folgte. Plötzlich sprang der Sergeant auf und stürzte mit den Worten: „You god d—— Dutchman!" vorwärts und stieß dem jungen Manne so heftig mit der geballten Faust vor die Brust, daß er rückwärts zu Boden taumelte. Sogleich sprang er aber wieder auf. Seine Wangen brannten, seine Augen glühten, die Lippen hatte er fest zusammengekniffen. Vier Mann sprangen ihm entgegen, aber mit einem gewaltigen Stoß schleuderte er sie von sich. Aber schon kamen dem Sergeanten einige von seinen Landsleuten zu Hilfe. Er wurde von der Uebermacht überwältigt und zur Wache abgeführt.

Sechs Tage strenger Arrest wegen Widersetzlichkeit gegen den Vorgesetzten, lautete das Urtheil, welches am folgenden Morgen über Herrmann Förster gefällt wurde. Er wurde mit den eingefangenen Deserteuren zusammengesperrt, mußte ihr elendes Lager theilen, unter Aufsicht der Wache in den Steinbrüchen arbeiten und wurde behandelt wie ein Verbrecher. Schweigend, in finster'm Trotz ließ er Alles über sich ergehen. Sein Entschluß war gefaßt, sobald er frei war, wollte er desertiren.

Der Tag seiner Entlassung aus dem Arrest kam. Des Abends beim „Roll Call" antwortete er kräftig sein „Hier!" und begab sich gleich zur Ruhe. Die Lampen in den Sälen wurden ausgelöscht. Hier und da wurde noch halblaut gesprochen, welches aber bald verstummte und einem Schnarchconcert Platz machte. Draußen fingen die Wipfel an zu brausen, grelle Blitze zuckten durch die Nacht und ferner Donner rollte. Nicht lange, so rauschte ein heftiger Regen nieder. Leise erhob sich Herrmann nun und schlüpfte in seine Kleider. Das Tosen des Sturmes verschlang das Geräusch seiner Tritte. Unbemerkt gelangte er in's Freie, wartete unter einem Schuppen bis der Regen nachgelassen hatte und befand sich bald auf der Straße nach Carondelet. Dort bestieg er einen Straßenbahnwagen nach St. Louis. Er erinnerte sich, daß ein Bekannter aus seiner Heimath, seines Zeichens ein Schneider, vor zehn Jahren mit seiner Familie nach Amerika ausgewandert war und sich in St. Louis niedergelassen hatte. Wenn er diesen fand, war ihm geholfen.

Richtig fand er im „Directory" die Adresse und stand darauf bald vor einem hohen Tenementhause.

Der gute Schneidermeister, der sich eben mit seiner Gemahlin zur Ruhe begeben wollte, war höchlichst erstaunt, als so spät noch an die Thür geklopft wurde und ein Soldat hereintrat.

„Kennen Sie mich nicht mehr, Meister Bügeler?" fragte Herrman.

Jener schüttelte verdutzt sein Haupt.

„Ich bin der Herrmann Förster vom Haidbauernhofe!"

Als das Ehepaar sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, begann er, von seinen Schicksalen zu erzählen, von seinem festen Entschluß zu desertiren, erbat sich zum Schluß zu diesem Zwecke einen abgelegten Anzug. Dieser wurde ihm gerne bewilligt.

Während er im Nebengemache seine Kleider wechselte, bereitete die Schneidersfrau einen kalten Aufschnitt und der Gemahl holte in einer Blechkanne Bier herauf. Der junge Mann mußte sich hinsetzen, essen und trinken und dabei wurde von alten Zeiten geplaudert.

„Du schreibst doch auch zuweilen nach Hause?" fragte der Schneider beiläufig.

„In den fünf Jahren, seit ich hier bin, habe ich nichts von draußen vernommen!"

„Ist's möglich? Dann weißt Du's wohl noch gar nicht!"

„Was?"

„Ja, weißt Du's denn nicht? Der alte Haidbauer und seine Frau sind vor vier Jahren kurz nacheinander gestorben und da hat der Franz Lindholt, der die Gertrud geheirathet hat, den Hof übernommen, der aber ganz unglaublich verschuldet gewesen sein soll, so daß der Franz ihn nicht lange hat halten können und da ist er mit seiner Frau und einem Kinde herübergekommen nach Amerika."

„Was," rief Herrmann erregt, „Franz Lindholt ist mit seiner Frau in Amerika?"

„Ja, nun warte mal, das ist noch nicht Alles, der Franz hat sich nämlich in Missouri oben, nicht weit von Woodville, eine kleine Farm gekauft und soll auch ganz gut ausgemacht haben, da hat er sich aber, im März ist's ein Jahr geworden, sehr stark erkältet, hat sich hingelegt und ist gestorben."

Herrmann war ganz bleich geworden und starrte den Sprecher mit großen, glühenden Augen an. Allmälig stieg eine dunkle Röthe in seine Wangen und mit einem tiefen Athemzuge murmelte er: „Wer hätte das gedacht!"

Er schien auf einmal von einer großen Unruhe befallen zu sein und verabschiedete sich bald darauf mit herzlichen Dankesworten von den braven Leuten.

Immer weiter wanderte er, in westlicher Richtung, durch die stillen Straßen. Mitternacht mochte es sein, als er die Vororte erreichte. Rechts zeigten ihm die grünen und rothen Signallaternen einen Güterbahnhof. In dunkeln Reihen standen die Waggons auf dem Netzwerk der Schienengeleise. Dorthin lenkte er seine Schritte, schwang sich in einen leeren Wagen, zog die Thür hinter sich zu, streckte sich auf den harten Boden nieder und war bald, von großer Müdigkeit übermannt, entschlafen.

Ein dumpfes Rollen und Rütteln weckte ihn. Verwundert rieb er sich die Augen und gewahrte, daß sein Nachtquartier sich bewegte. Durch die Ritzen strahlte der helle Tag. Als er die Thüre aufschob, gewahrte er, daß der Zug mit vollem Dampf in's Land hinausfuhr. Bei der dritten Haltestelle wurde er von einem Bremser entdeckt. Dieser drückte ihm, nachdem er erfahren hatte, daß das Städtchen Woodville 60 Meilen weiter an derselben Bahn liege, sein letztes Fünfundzwanzig=Centstück in die Hand und durfte mitfahren.

Als der Zug um die Mittagszeit an einer kleinen Station hielt, erkundigte sich Herrmann, wie weit es noch bis Woodville sei. Zehn Meilen, hieß es. Statt wieder den Zug zu besteigen, reiste er zu Fuß auf dem Landweg weiter. Mit plötzlicher Angst war ihm der Gedanke in die Glieder gefahren, er könne zu früh in Woodville ankommen. Ja, was wollte er denn eigentlich dort? War sie nicht die Wittwe eines Anderen? Mußte er ihr nicht ein Fremder sein? Welches Recht hatte er, vor sie hinzutreten? Er blieb erschrocken stehen und sann nach. Wäre es doch nicht besser, wenn er weiter reiste? Wozu die alten Wunden wieder aufreißen? Aber das heiße Verlangen seines Herzens siegte über die kalte Vernunft. Er wollte sie ja nur fragen, ob sie damals seinen Brief erhalten habe.

Nach verschiedenen Erkundigungen erreichte er das lieblich von Obstbäumen umgebene, zwischen blühenden Feldern liegende Farmhaus. Sein Herz klopfte, heftig, als er sich aber der Thür nahte, kam eine seltsame Ruhe über ihn.

Die Magd, bei welcher er sich nach Mrs Lindholt erkundigte, führte ihn in's Wohnzimmer, wo er Platz nahm. Sobald aber aus dem Nebengemache der Klang der geliebten Stimme an sein Ohr drang, die er seit Jahren nicht vernommen hatte, war es um seine Ruhe geschehen.

Er sprang auf und stützte sich mit den Händen auf die Tischkante, denn seine Knie bebten.

Die Thür ging auf. Sie war es. Schöner noch war sie geworden und weiblicher. Ein Zug stiller Schwermuth um die Lippen verlieh dem Gesichte etwas rührend Liebliches.

Sie stutzte, erblaßte und starrte ihn an, als sähe sie ein Gespenst.

„Mrs. Lindholt — ich bin's" — stotterte er.

Sie starrte ihn noch immer groß an, sank dann auf einen Stuhl und murmelte:

„Du, Herrmann?"

Ihre Fassungslosigkeit gab ihm seine volle Ruhe wieder.

„Verzeihen Sie, Frau Lindholt," sprach er, „ich wollte Sie nicht erschrecken, nur fragen wollte ich — hast Du damals meinen Brief nicht erhalten?"

Sie blickte ihn in maßlosem Erstaunen an, sprang plötzlich auf, ergriff seine Hand und fragte eindringlich erregt:

„Sag' mir die Wahrheit, Hermann, hast Du damals in der Residenz ein Verhältniß gehabt mit einer Wirthstochter und hast Du auf meine letzten drei Briefe einmal geantwortet?"

„Was sagst Du? Dreimal hast Du geschrieben und keine Antwort von mir erhalten? — Um Gotteswillen, sprich — wer hat die Briefe an Dich in Empfang genommen und die Deinen befördert?"

„Mein Vater!"

„Und wer hat gesagt, daß ich mit einem anderen Mädchen ein Verhältniß hätte?"

„Claus Waldmann schrieb es, der bei Deinem Regiment stand!"

„Der Freund Franz Lindholt's? — Oh, nun ist mir Alles klar! — Gertrud," fuhr er nach einer Pause mit funkelnden Augen fort und ergriff ihre Hand, „man hat uns betrogen, schändlich betrogen um unser Glück! Ich schwöre es Dir, Gertrud, nie hat ein anderes Bild in meinem Herzen gewohnt, wie das Deine — man hat uns schmählich belogen und betrogen!" —

Allmälig legten sich die stürmischen Wogen der Erregung, sie vermochten mit Ruhe über die Vergangenheit zu reden, und Alles, was zwischen ihnen dunkel gewesen, klärte sich auf. Eine Stunde war im Nu vergangen, da öffnete sich die Thür und ein dreijähriges, blondlockiges Mädchen trat herein, stutzte aber beim Anblick des Fremden.

„Komm nur, Gretel," sprach die Mutter lächelnd, „und gib dem fremden Onkel die Hand!"

Die Kleine, ganz das Ebenbild der Mutter, kam zögernd näher und ließ ihre großen Augen prüfend auf dem Fremden haften. Er machte ihr wohl gefallen, denn vertraulich streckte sie ihm ihr Händchen entgegen. Sanft zog er sie auf seinen Schooß und küßte sie auf die Stirn.

„Willst Du den fremden Onkel auch ein wenig lieb haben?" fragte er sie leise.

Statt der Antwort schlang sie zärtlich ihre Aermchen um seinen Nacken und schmiegte ihr Köpfchen an seine Wange.

Herrmanns leuchtende Augen begegneten denen der erröthenden jungen Mutter. In diesem stummen Blick lag mehr als was tausend Worte sagen können, aus diesem Blick strahlte das Morgenroth einer glücklichen Zeit.